

Quelle: Die Zeit

Provided by GENIOS

Politik

Amerikas neue Weltbürgerlichkeit

Die USA können ihre globale Macht nur sichern, wenn sie diese zum Nutzen aller einsetzen**Josef Joffe**

In Frederick Forsyths Thriller *Der Rächer* erklärt ein alter britischer Meisterspion seinem jungen amerikanischen Kollegen: »Mein lieber Junge, wäret ihr [Amerikaner] schwach, würde man euch nicht hassen. Sie können die Vorherrschaft haben oder geliebt werden; beides zugleich geht nicht.«

Im 21. Jahrhundert läuft das Drama der Nationen nach einem etwas komplizierteren Drehbuch ab. Es gibt eine Fülle von Problemen, die kein Land allein lösen oder mit den traditionellen Werkzeugen der Machtpolitik anpacken kann. Hier nur eine verkürzte Liste: Terrorismus, Kapital- und Menschenströme, Währungskrisen, multilaterale Handelsstreitigkeiten, Pandemien von Aids bis zur Vogelgrippe, Massenvernichtungswaffen, Völkermord, Naturkatastrophen. Immer mehr Aufgaben der Staaten müssen in einem globalen Rahmen gelöst werden. Multilateralismus ist kein verschwiemelter Idealismus, sondern Realpolitik.

Nach dem irakischen Einmarsch in Kuwait und dann wieder nach dem Terrorangriff vom 11. September 2001 hatten die USA keine Mühe, den Rest der Welt gegen Saddam Hussein und die Taliban zu mobilisieren. Denn dabei konnten sie sich auf uralte Werte der internationalen Gesellschaft berufen: die Ächtung unprovoked Aggression und das Recht auf Selbstverteidigung. Der zweite Krieg gegen Saddam im Jahre 2003

genügte keinem der beiden Kriterien. So betrachtet, verdichten sich Amerikas Schwierigkeiten zu Beginn des 21. Jahrhunderts zu einem prinzipiellen Handicap: der Kluft zwischen Macht und Legitimität. Amerikas Macht befindet sich auf ihrem historischen Höhepunkt, ihre Legitimität hingegen ist auf einen historischen Tiefstand gesunken. Macht, die keinen Gewinn abwirft, wirkt wie der Genuss einer Droge. Sie verschafft einen kurzen Kick, dem Absturz und Respektverlust folgen.

Ein gemeinsamer Zweck, dessen sollte sich die Hypermacht bewusst sein, sorgt nicht zwangsläufig für gemeinsames Handeln. Sobald ein Gemeingut wie Frieden (oder ein Park, eine Straße, ein Deich) vorhanden ist, kommt jedermann in dessen Genuss, ohne etwas dafür tun zu müssen. Aus diesem Grund entstehen Gemeingüter nur sehr selten, wenn der »Große Organisator« fehlt. Die Produktion von Gemeingütern erfordert einen Sponsor und Einpeitscher und nicht bloß eine Gruppe von Menschen und Staaten, die das Gute wollen. Wer wird als der »Große Organisator« im weiten Weltenrund fungieren, wenn nicht die USA?

Mangels Alternativen und kraft ihres Selbstverständnisses bleiben die Vereinigten Staaten die Ordnungsmacht par excellence, was sich auch daran zeigt, dass die Konkurrenten sie in die Schranken zu weisen, aber nicht zu ersetzen versuchen. Das hat nicht nur mit Amerikas beispiellosem Potenzial,

sondern auch mit dem Charakter seiner Macht zu tun. Frühere Hegemonen von Rom bis zum »Dritten Reich« waren Eroberer. Die USA hingegen sind nicht darauf aus, ihren Immobilienbesitz zu mehren. Sie ähneln eher einem riesigen Elefanten als einem Tyrannosaurus rex. Wenn denn die USA ein Imperium sind, dann ein liberales. Zumindest von der Ideologie her, wenn auch nicht immer in der Praxis, stehen die USA für Werte, die eher internationale Gemeingüter unterfüttern als eigensüchtig-nationale Ambitionen. Mag der Rest der Welt auch unter dem Gewicht amerikanischer Macht ächzen und stöhnen, so darf man doch darauf wetten, dass die anderen im Zweifel Washington den Zuschlag geben würden, anstatt die Zukunft der Welt China, Russland, Indien, Japan, Frankreich oder einer Gruppierung dieser Mächte anzuvertrauen.

Jahrhundertlang spielte Großbritannien den Garanten des Gleichgewichts, der sich »der stärksten, aggressivsten, beherrschenden Großmacht auf dem Kontinent« entgegenstellte. Bismarcks Strategie der Einbindung zielte auf eine Konstellation, »in welcher alle Mächte außer Frankreich unserer bedürfen«. Mit diesen Instrumenten konnte Britannien seine Vormachtstellung wahren, und Bismarck die Einkreisung abwenden. Warum nicht das gleiche Spiel auf Amerikanisch spielen? Weder Berlin noch London brillierten jemals als Architekten internationaler

Quelle: Die Zeit

Provided by GENIOS

Institutionen. Keiner der beiden offerierte allen anderen positive Anreize, um sie auf lange Sicht im Spiel zu halten.

Welche Anreize wären das? In der Sprache Hollywoods lautet die Devise »field of dreams«: Wenn du es baust, werden sie kommen. Formal ausgedrückt, geht es um die Produktion internationaler Gemeingüter. Diese bieten Leistungen, die jeder genießen kann, wenn sie erst einmal da sind. Oberstes Gemeingut ist eine internationale Ordnung, in der Streitigkeiten anhand von Regeln und nicht von Waffen gelöst werden. Ein anderes Gemeingut sind Institutionen, welche die Mechanismen für derlei Konfliktbeilegung liefern. Die Nato, zum Beispiel, ist ein solches öffentliches Gut. Von den USA aufgebaut, ist das Bündnis geradezu ein perfektes Exemplar dieser Gattung. Sein Kern war eine amerikanische Sicherheitsgarantie für seine europäischen Verbündeten. Doch müssen internationale Gemeingüter nicht unbedingt in Institutionen verankert sein.

Wenn die USA als überseeische Gleichgewichtsmacht fungieren, produzieren sie ein internationales Gemeingut. Indem sie die Sicherheit ihrer Verbündeten und Schützlinge im Nahen und Mittleren Osten garantieren von Israel bis Saudi-Arabien, stellen sie ein überaus wertvolles öffentliches Gut bereit, das alle umsonst »konsumieren« können. Gleiches gilt für den pazifischen Raum, wo die USA gleich zwei regionale Gemeingüter herstellen. Indem sie ein Gegengewicht zu China bilden, tragen sie zur Sicherheit aller anderen bei; indem sie ihren Schutzschirm über Japan ausbreiten, unterdrücken sie einen

Rüstungswettlauf in der gesamten Region. Gleiches gilt für Europa, wo die USA als letztinstanzliche Ordnungsmacht ihren Beitrag zur bleibenden Entnationalisierung europäischer Sicherheit leistet.

Als die USA im ersten Irak-Krieg eine Koalition zusammenschirften, produzierten sie sowohl ein internationales als auch regionales Gemeingut. Indem sie Saddam Hussein zurückschlugen, stärkten die USA das öffentliche Gut »Aggressionsabwehr«. Der Krieg gegen den Terror, den die USA nach dem 11. September erklärten, ist ebenfalls ein internationales Gemeingut, allerdings ein höchst ambivalentes. Denn in den Genuss dieser Leistung will nicht jeder kommen. So mancher Staat verzichtet lieber darauf, um sich so der Wut von al-Qaida et alii zu entziehen.

Auch wer den freien Handel fördert, sorgt für ein lebenswichtiges Gemeingut. Gleiches gilt für das Gemeingut der Währungsstabilität. Bill Clinton und seine Außenministerin Madeleine Albright übertrieben nicht, als sie ihr Land als »unentbehrliche Nation« anpriesen.

An diesem Punkt gerät die Analyse zur Mahnung. Amerika hat in der Vergangenheit sehr wohl die Last geschultert und den Preis entrichtet, der einem »Großen Organisator« abverlangt wird. Aber das war im Kalten Krieg. Dieses Goldene Zeitalter amerikanischer Außenpolitik ist vorbei. Gleichwohl kann es noch immer den Maßstab dafür hergeben, wie Amerikas große Strategie im 21. Jahrhundert aussehen sollte. Die Produktion von Gemeingütern ist zwar kostspielig, aber höchst profitabel. Es liegt in Amerikas ureigenem Interesse, nicht zu vergeuden, was es in der

Vergangenheit angehäuft hat. Großzügigkeit ist so gewinnträchtig, weil sie den kleineren Mitspielern einen Anreiz liefert, sich an Amerika zu binden, zumindest seine Übermacht hinzunehmen. Zugleich dämpft derlei Freigebigkeit den uralten Wunsch der Schwachen, den Starken zu zügeln oder gar zu Fall zu bringen. Oder, anders gesagt: Verantwortung gebiert Legitimität, und Legitimität gebiert Einfluss. Wer Einfluss hat, muss nicht zu Gewalt greifen. Wie der zweite Irak-Krieg gezeigt hat, kann Gewalt sehr viel teurer sein als Investitionen in die Gemeingut-Produktion. Wer führen will, muss Eigennutz mit Verpflichtung verbinden.

So hat zum Beispiel die Nato-Osterweiterung den amerikanischen Steuerzahler eine Menge Geld gekostet, aber noch größeren Gewinn eingebracht, weil alles, was den Geltungsbereich der liberalen Demokratie ausdehnt, auch dem empire of liberty zugute kommt.

»Tue Gutes für andere, um dir selber Gutes zu tun« ist die richtige Maxime für den Starken, der den Sturz vermeiden will. Amerika wurde als »cittie upon a hill«, als »Hochgebauete«, als »neues Jerusalem« konzipiert, auf welchem die »Augen der Welt ruhen«, wie der Mitbegründer der Massachusetts Bay Colony, John Winthrop, in einer berühmten Predigt aus dem Jahre 1630 anmerkte zehn Jahre nachdem die Pilgerväter in Plymouth Rock angelandet waren. Vor vier Jahrhunderten war Amerika nur ein winziger Außenposten; heute ist es das mächtigste Land auf Erden. Um zu bestehen, wird die Hypermacht ihre gewaltige Kraft im Konzert der Nationen ausspielen müssen. Sonst wird die »cittie upon a hill« eine hoch gebaute, aber einsame Stadt

Quelle: Die Zeit

Provided by GENIOS

sein.

Der Text folgt einem Auszug aus

»Die Hypermacht - Warum die USA die Welt beherrschen«, soeben erschienen im Carl Hanser Verlag